

Feurige Kohlen [Schluss]

Autor(en): **Muschg, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576374>

Nutzungsbedingungen

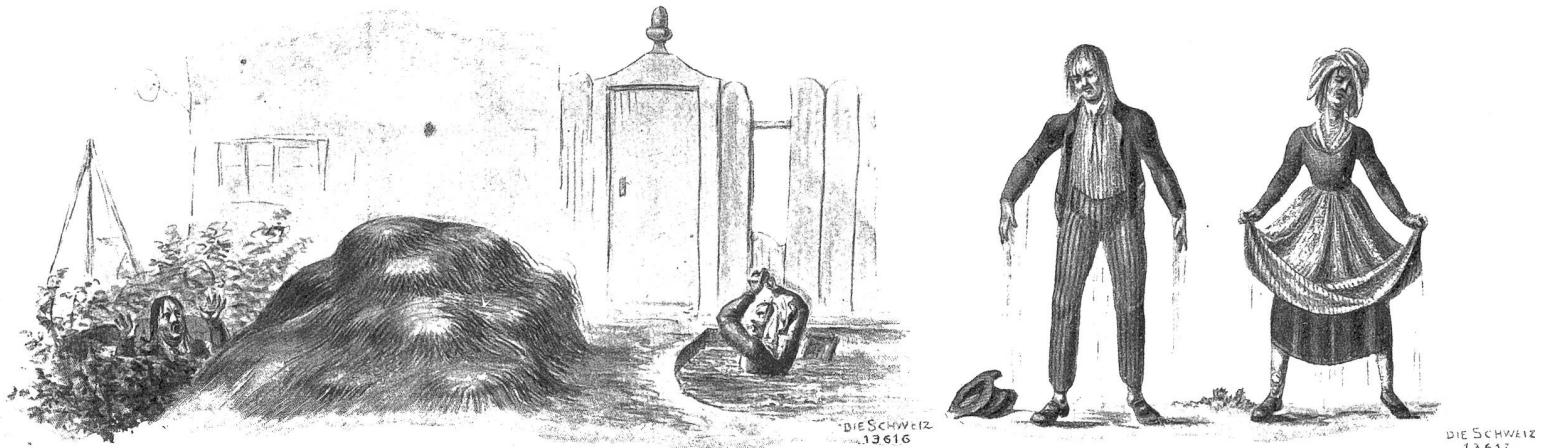
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Hör' ich mein Weib nicht kreischen?“
 „Flucht nicht mein Männchen dort?“
 „Ach, Weibchen, komm geschwinde!“
 „Hilf erst mir armen Kinde!“
 Da stöhnt's: „Ich kann nicht fort!“

Ihr Eheleute hänget
 Das Bild in euer Haus
 Als warnendes Exempel,

Ein Maler sah vom Fenster
 Des Argwohns nasse Kur,
 Er zog heraus das Bärchen
 Und malte dann die Märchen
 Getreu nach der Natur.

Und peitscht zum Gstandstempel
 Den Argwohnteufler aus!

— ❧ — Feurige Kohlen. ❧ —

Novelle von Adolf Muschg, Zollikon.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

X (Schluß).

Diesen Eindruck bekam denn auch der kluge Alte, sobald er des Oberhofers tiefgerunzeltes Gesicht gesehen. „Nun, was ist Ihnen über die Leber gelaufen, Bauer? Der Reimer wird bald Ihr Haus verlassen können, oder hats einen Rückfall gegeben?“ Ein Wink, und die beiden verschwanden in ihr Geheimkabinett. Lang dauerte die Sitzung; aber etwas Entscheidendes mußte sie gezeitigt haben, was bekanntlich noch lange nicht von allen Sitzungen behauptet werden kann. „Markter,“ lautete des Arztes Abschiedswort, „Sie sind trotz allem ein edler Mann, thun Sie das, was Sie bei sich selbst beschlossen, dem Riesegger zum Trost, sich und Ihren Kindern zum Glück und Segen!“

Der alte Reimer konnte sich trotz aller Mühe nicht denken, warum er unverzüglich auf den Oberhof kommen soll, wichtiger Mitteilungen wegen. Noch viel weniger wußte sich der Schimmel aus dieser Fahrt einen Bers zu machen. Gedankenschwer humpelte er, von Frikens sicherer Hand geleitet, dahin. Kein ermunternder Zuruf, kein fröhliches Lachen, wie er es sonst gewohnt war zu hören! Was die heutige Fahrt bedeuten sollte, keines von den auf dem Wagen Sitzenden wußte es zu sagen. Vater Reimer noch am ehesten. Seufzend hatte er in seine Brieftasche zwei Hunderternoten gelegt; denn was so ein Markter unter wichtigen Mitteilungen versteht, hat er am Ende nicht so übel erraten. Schon die Kosel erzählte ihm, wie oft ihr und dem Georg die großen Kosten um die Nase gerieben würden. Er thats ja gerne, der alte Reimer, dem Georg zulieb; aber man halte sich gegenwärtig, was zweihundert Franken bedeuten für ein Bäuerlein, dem am Maitag schon wieder um den Martinizins hange ist. — Etwas Großes ging in des Bauern Seele vor, das spürte jeder, der Alte war wie ausgetauscht. An die Stelle des verbissenen, mürrischen Wesens war eine heitere Fröhlichkeit getreten. „Er bereitet einen Hauptstreich vor,“ sagten die Dörfler. „Wahrscheinlich wird der Reimer jetzt dann bald zu hören bekommen: He, Schulmeister, wie lange meint Ihr, hier auf der faulen Haut liegen zu können und mir und der Gemeinde Kosten zu verurfachen? Imstand wär ers, der alte Unflät!“ Und eines Morgens trat der Oberhofer denn auch wirklich zu Georg ans Bett: „Schulmeister, man sieht, daß Ihr kein Bauer, sondern ein Federfuchser seid, sonst könntet Ihr nicht im Nest liegen, wenn die Sonne schon hoch am Himmel steht.“ Aber Georg war wie aus den Wolken gefallen, als der Oberhofer sich dann neben ihn setzte und ein freundlich Gespräch anfang. „Ja, ja, Schulmeister,

es kommt doch so, wie ich Euch gesagt. Bevor ein Jahr herum ist, wird meine Luise eine glückliche Frau sein. Ihr habt gemeint, durch hochmütiges Schweigen mein Ja doch noch ertragen zu können; da hat aber ein anderer für Euch geredet und Euch den Oberhof vorweggenommen. Ich will schwören: wenn die Luise den Brachtsburschen sieht, so hat sie gegen meinen Plan kein Wort einzuwenden, und Ihr könnt dabei stehen und zusehen, wenn die Hochzeitskutschken auf den Oberhof einfahren.“

Damit wandte sich der Bauer zum Gehen, Georgs Antwort nicht abwartend. Draußen aber fuhr er fort, und ein triumphierendes Lächeln lag auf seinem Gesicht: „Der Schulmeister muß nicht meinen, er könne mich an der Nase herumführen, und auch der andere, der Doktor hat geglaubt, ich merks nicht, daß er mit dem Paar unter einer Decke steckt. Ich will die beiden den Oberhofer kennen lehren, ich!“

Droben in der Kammer rüstet sich nun Georg zur Abreise. So bitter ist noch kein Mensch enttäuscht worden. Erst des Bauern freundliche Fragen, wie es gehe und wie alt der Bruder Fritz sei und ob er noch mehr Geschwister habe, dann zum Schluß die höhnischen Worte, die wie scharfe Messer ihn trafen. Was da Georg in seiner Seele für Gedanken wälzte, wehen Schmerz, fochenden Zorn, tiefe Niedergeschlagenheit, alles wirt durcheinander!

Glückstrahlend trat die Luise zu ihm ein und sah mit Staunen Georgs Beginnen und seinen Kummer. Zu ihr hatte der Vater gesagt: „Freu' dich Luise, heute noch kommt der künftige Bauer hier auf den Oberhof, ich vertausche meinen stolzen Bauerngewerb gegen ein viel schöneres Besitztum; noch eh' der Abend kommt, sollst du mit deinem Vater wieder zufrieden sein, und ich glaube, meine Alte ist's auch.“

Wer hat nun recht? Unser Georg, daß er mit dem Einpacken fortfährt, oder die Luise, daß sie ihn zu trösten sucht: „Ich kenne den Vater, und die Mutter hat ihn auch gekannt, sonst hätte sie mich nicht noch auf ihrem Todbett ermahnt: Behalt ihn lieb, seine Schale ist rau; doch er ist besser, als er scheinen will?“

Drunten aber steht der Oberhofer und späht in einem fort nach dem letzten, fernen Streifen der weißen Landstraße. Ein rauher Wind weht über sein unbedecktes Haupt und macht, daß sich die kurzen, grauen Haare ehrerbietig vor einander verneigen. Endlich taucht dort, wo die Straße von der Anhöhe geradewegs in den Himmel hineinzuführen scheint, erst etwas Humpelndes, Weißes, dann langsam wie eine Schnecke dahin-

gleitend ein blaugraues Wägelchen auf. Deutlich unterscheidet der Bauer vorn eine stramm aufgerichtete Gestalt und hinten drei gebückt sitzende Figuren, zwei große schwarze und eine kleine. Da hält's ihn nicht länger. Er eilt ins Haus hinein: „Vorwärts, Luise, rüste, was Küche und Keller vermögen, der künftige Oberhofbauer ist da!“

XI.

Der Schimmel hat, trotzdem es ihm gewaltig wider den Strich ging, bei diesem kalten Winterwetter den weiten Weg zu machen, seine Pflicht gethan: endlich, endlich ist der Oberhof erreicht. Die spottenden Knechte sind seinem alten Kopf noch gut in Erinnerung, und mit Schrecken denkt er daran, bei diesem Sturm vielleicht einige Stunden im Freien stehenbleiben zu müssen. Aber seine Furcht ward wider Erwarten glänzend zu Schanden. Als wäre er der Sprosse eines hochadligen Geschlechts der Pferberasse, wurde er sorglich in den Stall geführt, und was die alten Zähne da zu kauen bekamen! Um diesen Preis würde er morgen denselben Weg wieder machen. Auch dem alten Reimer leichterte es gewaltig, als der Oberhofer ihn so freundlich empfing, und der Fritz konnte sich des Markers Benehmen erst recht nicht erklären. An der Hand faßte er ihn und führte ihn hinter den beiden Alten her in die Stube, an den Ehrenplatz am langausgezogenen, weißgedeckten Tische. „Schulmeister,“ ruft er dann zur Thüre hinaus, „wartet noch ein wenig mit dem Einpacken, es ist Besuch da für Euch und für mich! Und du, Luise, laß die Mägde machen und komm auch herein!“ Zögernd, das Gesicht bleich vor Zorn und Schmerz, tritt Georg in die Stube. Voll herzlicher Freude eilt er auf die Gäste zu, wer konnte ihm jetzt willkommener sein als Vater und Mutter! Zu ihnen aber gelangte er nicht; denn der Oberhofer ergriff seine Hand, legte die seines Kindes hinein und sprach: „Schulmeister, ich strecke die Waffen, die Luise ist Guer. Aber, Vater Reimer, eine Bedingung knüpf' ich dran, ich schlag' Euch einen Tausch vor. Für meine Tochter überlasset Ihr mir Guern Fritz, er soll nach mir der Herr auf dem Oberhof sein. Ich sehe, Eure beiden Buben vertragen sich gut und werden um das, was der Marker zusammengezeigt und geschackert, seine Händel bekommen. Aber Marker muß er heißen, anders thu' ichs nicht. Wenn Ihr einverstanden seid, Vater Reimer, so schlaget ein!“ Damit hielt er dem alten Reimer die Hand hin, und seinen Augenblick zögerte der, sie kräftig zu schütteln. Die Augen standen ihm voll Thränen: „Herr Marker, der Name thut nichts zur Sache, wo die Bande des Blutes reden. Der Fritz wird Vater und Mutter nicht vergessen in seinem Glück.“ „Und thät ers,“ sagte der Oberhofer, „und will ihm das Blut in den Kopf steigen und der Hochmutssteufel ins Herz, so soll er an mich denken und an meine Worte: Das Geld ist wohl

ein guter Diener, aber ein schlimmer Herr! Zum Herrn aber ist's mir geworden, und hätte nicht meine Alte aus des Herrgotts Guckfensterlein mir zugewinkt und mich gemahnt: Karl, verzerch' das Bläschen nicht, ich hab' dir eins aufgehoben, so hätt' ich mein Kind ins Unglück und Glend gejagt, und was die Hauptsache ist, ich hätte den Sohn nicht bekommen, an dem jetzt mein ganzes Herz hängt.“

„Und jetzt, Schulmeister, noch ein Wort! Ihr werdet nun zu Guern Amtsgenossen großthun, Ihr hättet den Oberhofer nach allen Regeln besiegt und überwunden. Wahr ist's, ich schäme mich nicht, es zu sagen, ich hab' gegen Euch schwer gefehlt. Aber was ich kann, will ich gut machen. Nehmt mein Kind, macht es glücklich, habt es lieb und, Schulmeister, wenn Ihr's noch könnt, mich auch ein wenig!“

Als wärs verabredet, streckte der alte Doktor seinen weißen Kopf zur Thüre herein: „Ich sehe, sie sind gesund, meine Patienten, da gibts für mich nichts mehr zu thun.“ Damit stapfte er befriedigt thalab. Mit wohlgezielten Schlägen knickte er die welken, saftlosen Distelstöcke am Wege, die trotz der Kälte und des Frostes prozig die dürrn Stengel erhoben, und in muntern Sprüngen umkreiste ihn der große Neufundländer, sein stetiger Begleiter. „Gelt Leo,“ hören wir den Alten sagen, — es ist das so seine Gewohnheit, sich mit seinem Hund zu unterhalten, ein Zeitvertreib auf den langen, oft mühsamen Gängen, — „dir kann ichs sagen, die Menschen wollen es nicht hören. Nur ein wenig mehr Liebe, ein bißchen weniger Selbstsucht und Eigennutz, und es wäre so schön auf dieser Welt. Aber der eine muß erst auf ein langes Schmerzenslager kommen, der andere sich schier den Kopf vom Halse sprengen vor Grübeln und Studieren, bis sie einsehen, daß wir alle Brüder sind, die sich lieben sollen.“ — Vom Oberhof her aber erschalle das Lied des Männerchors, den der alte Doktor unter der Hand verständigt hatte:

„Der Winter ist vergangen,
Es leuchtet Maienschein!“

Sie sind mit der Ueberraschung für den Reimer nur halb zufrieden, die Sänger; daran ist der ungeschickte Vikar schuld und das unpassende Lied, das er gewählt hat. Wer wird vom Frühling singen, wenn draußen Stein und Wein gefroren!

Maienschein aber ist eingezogen auf dem Oberhof, und schwer wärs zu sagen, wer von den andächtig Lauschenden am frohesten sich fühlt, ob Georg und Luise, die ihr junges Glück kaum zu fassen vermögen, ob das Reimer'sche Elternpaar, das mit einer Art Behmut den Fritz betrachtet, oder obs der Oberhofer ist, der mit der Hand über die Augen fährt und still der untergehenden Sonne zusieht.

Unten aber rauscht der Rhein sein altes Lied, und in acht Tagen feiern sie Weihnachten, die Neuwylser!

Zu unserm zweiten Kunstblatt.

Vorigen Winter waren in Davos Skizzen von der Nordsee ausgestellt, die unter der Haute volée des Weltkurorts berechtigtes Aufsehen erregten. Eine Skizze fiel besonders durch ihren Vorwurf und ihre Pinselführung auf: Nordseeisfischer ihr Boot in die brandende See stoßend. Schüchtern stand in der Ecke der Delskizze der französisch klingende Name *Alexandre Laforgue*. Es ist dies auch der Zeichner unseres „*Manischen Mädchens*“¹⁾. Er entstammt einer französischen Emigrantenfamilie, die während der großen Revolution ihre französische Heimat mit Deutschland vertauschen mußte. In Guskirchen bei Köln stand seine Wiege; hier ward er geboren den 19. August 1878. Schon früh wurde in ihm der Wunsch wach, Maler zu werden. Doch die Verhältnisse seiner Familie nötigten ihn, einen Brotberuf zu erwählen. Mit fünfzehn Jahren entließ er sich, die Xylographie zu erlernen. Allein nach dreijähriger Lehrzeit wurde er brustkrank und mußte seinen Beruf, der ihn zum Zimmerfeger verurteilte, aufgeben. Wieder erwachte die alte Liebe zur Malerei. Er bewarb sich um Aufnahme in die Düsseldorf'sche Akademie und erlangte sie. Die Professoren W. Spatz, P. Janßen, der Direktor der Akademie, und Gd. von Gebhardt wurden seine Lehrer. Namentlich des letztern ebenso urwüchsige wie geniale Künstlerpersönlichkeit wirkte mächtig auf ihn ein. Nahe der Vollendung seiner Studien zwang ihn wieder

die Brustkrankheit zu unfreiwilliger Muße. Er suchte zu seiner Heilung das Hochthal von Davos auf. Hier in der eigenartigen Bündner Gebirgswelt fand er die Natur, die ihn künstlerisch aufs nachhaltigste inspirierte. Wie den Dichter Conrad Ferdinand Meyer, so hatte die einsame Größe der Bündner Alpen auch einen Maler wie Giovanni Segantini zu gewaltigen Schöpfungen angeregt. Der letztere wurde de Laforgues großes Vorbild. Wie der Meister, möchte auch der Schüler das große stille Leuchten der Firne wiedergeben. Ob es ihm gelingen wird? Er hat diesen Sommer zeitenlang auf weltferner Alp gelebt und seine Skizzenbücher mit Szenen aus dem rauhen Leben der Geißhirten gefüllt. Ein Triptychon, das drei Hochgebirgslandschaften zur Darstellung bringt, ist die reife Frucht seiner Studien. Großartig wirkt das mittlere der drei Bilder: ein Hirt auf schroffem Berggamm Auslug haltend nach seiner Herde; der Wind zerrt an seinem Lodenmantel, aber unverzagt steht die markige Gestalt auf dem Felsgrat und schaut in die „Schneegebirge süß umblaut“, während um den Fels des Grates seine Ziegenherde weidend streicht. — Jetzt trägt sich der Künstler mit dem Gedanken, den größten Bundsmann, Jürg Jenatsch, darzustellen, wie er mit seiner toten Luzia auf der Schulter dem flammenlodernden Verbenn und dem Pfarramt den Rücken kehrt. Der Vorwurf ist ebenso kühn wie geistvoll. Möge den jungen Künstler die wiederkehrende Gesundheit in seinem hochgespannten Willen unterstützen.

¹⁾ Schon Heft XVIII brachte auf S. 439 eine mehr humoristische Probe dieses Künstlers, betitelt: „Widerspenstige Ziegen“.